

Nr. 37. Bydgoszcz / Bromberg, 16. Februar 1938



(24. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Der nächste Tag, erfrischt vom Regen, der Staub und Hitze fortgespült hat, sieht Bernd in der Lorenzschen Villa nach dem gnädigen Fräulein fragen.

Edith empfängt ihn mit warmer, ungekünstelter Herzlichkeit.

„Das ist lieb, Herr Doktor. Ich freue mich sehr . . .“

„Würden Sie das im gleichen Maße tun, wenn ich mit meiner Braut gekommen wäre?“

Edith stutzt, sie bemerkt den blassen Ernst ihres Besuchers, das Ungewöhnliche, ja geradezu Fordernde seines Auftretens. Es versetzt sie in augenblickliche Verlegenheit.

„Herr Doktor . . . Sie . . . ich . . “

„Verehrtes Fräulein Lorenz, bitte, keine Ausflüchte und keine gesellschaftlichen Phrasen. Ich frage Sie jetzt als Mensch zu Mensch. Antworten Sie mir auch so. Es ist wichtig für mich. Lebenswichtig. Ich schmeichle mir, daß mir in diesem Hause ehrliches Interesse entgegengebracht wird. Und ich weiß auch, daß Sie die Persönlichkeit sind, außergewöhnliche Lagen zu verstehen und — ihnen Rechnung zu tragen. Lassen Sie mich also nicht vergeblich an das eine wie an das andere appellieren.“

Aufmerksam betrachtet Edith des Mannes Züge, auf denen gesammelt und gelassen wartende Spannung liegt.

„Bitte, Herr Doktor, fragen Sie. Ich will Ihnen frank und frei antworten.“

„Dann werden Sie sicherlich nicht in Abrede stellen, daß Sie sich von dem Verkehr mit mir, dem Sie ursprünglich so herzlich entgegenkamen, absichtlich zurückgezogen haben.“

„Ja, das stimmt.“

„Ihre Einstellung dabei galt wohl weniger meiner Person, als der meiner Verlobten?“

„Sie haben recht, Herr Doktor.“

„Sie lehnten sie ab, obzwar meine jetzige Braut vordem, das heißt, bevor überhaupt noch die entfernteste Möglichkeit einer Verbindung zwischen ihr und mir bestanden hat, Ihr Hausgast war.“

Edith nickt.

„Und obzwar Felicitas Olgers Ihre Verwandte ist.“

„Halt, Herr Doktor! Nun muß ich berichtigen, Felicitas' früh verstorbene Mutter gehörte, aber auch schon weitläufig, der Familie meines Bräutigams in Wien an. Von einer Verwandtschaft zwischen Felicitas und mir, beziehungsweise uns, kann gar keine Rede sein.“

„Der Eifer Ihrer Berichtigung, die Lebhaftigkeit, mit der Sie sich gegen die Annahme einer familiären Beziehung wehren, läßt allein schon tief blicken, Fräulein Lorenz.“

„Ich will Sie nicht hindern, sich darauf Ihren Reim zu machen, Herr Doktor. Übrigens: Felicitas' Mutter ist sehr unglücklich gewesen in der Ehe mit diesem Olgers, der kein guter Charakter sein soll. Als er vor einigen Jahren nach Wien verzog, hat er dort ein paar Besuche in der Familie seiner verstorbenen Frau gemacht. Wahrscheinlich, um gesellschaftliche Fäden anzuknüpfen. Es kam zu einem lockeren Verkehr, der von der anderen Seite mehr um Felicitas' willen aufrecht erhalten wurde. Man wußte, daß sie sich nicht gut stand mit dem Vater, hielt sie für viel besser als jenen, mithin durchaus würdig jedweder moralisch-ideellen Stütze . . . Das hat auch mich zu meiner Einladung veranlaßt.“

„Einen Augenblick, liebes Fräulein Lorenz. Man hielt Felicitas für besser und würdig. Hat man, haben Sie diese Meinung ändern müssen?“

„Leider ja, Herr Doktor!“

„Können Sie mir genauer sagen, warum?“

„Das läßt sich schwer in dürre Worte kleiden. Aber, bitte, lieber Doktor, halten Sie das jetzt für keine Ausflucht meinerseits. Sehen Sie, Felicitas ist zu klug und raffiniert, als daß sie einfach zu fassen wäre. Aber ihr Wesen kann sie auf die Dauer nicht verbergen in so engem Zusammenleben wie es hier bei uns der Fall war. Und da mußte ich erkennen, daß sie eine Egoistin ist, vergnügungssüchtig, berechnend, kalt und herzlos. Sie wollten es hören, Herr Doktor . . .“

„Ich bin Ihnen dankbar für Ihre Offenheit, verehrtes Fräulein Lorenz. Glauben Sie mir, diese Stunde schafft zwischen uns keine Trennung. Im Gegenteil, sie führt uns nur mehr zusammen.“

„Das soll mich aufrichtig freuen, Herr Doktor.“

„Noch eine Frage: Hatte Felicitas es auf Rang, Titel und Vermögen einer Frau Lorenz abgesehen? Ich meine, hatten Sie Gelegenheit zu bemerken, daß sie sich Ihrem Bruder in solcher Absicht näherte?“

„Da Sie davon wissen, will ich es nicht abstreiten. Ich glaube sogar, daß Felicitas überhaupt nur deswegen meine Einladung nach Berlin herausgelockt hat. Sie suchte eine Versorgung. Wer weiß auch, inwieweit der Vater daranschuld ist . . . Mein Bruder ist nun aber der geborene Hagestolz, und wir hatten bereits darüber nachgedacht, wie wir unsern Gast auf gute Weise loswerden könnten, als Felicitas von selbst plötzlich das dringende Bedürfnis empfand, ihre Danziger Freundin zu besuchen. Freilich ist sie ja sehr bald von dort zurückgekommen, ist in der Pension „Splendid“ abgestiegen und — hat sich dann gleich mit Ihnen verlobt . . . Wir waren davon sehr schmerzlich überrascht. Das kann ich Ihnen ja nun offen sagen . . .“

„Ich danke Ihnen nochmals, liebes Fräulein Lorenz.“

„Meines Bruders und mein Wunsch, Felicitas aus dem Hause zu bekommen, ist durch deren häßliches Benehmen gegen Ihre Frau erhärtet worden. Es war bei einer zufälligen Begegnung im Theater . . .“

„Ach . . .“

„Jawohl, Herr Doktor, und viel besser könnte Ihnen Ihr Freund Helbing all das sagen. Eigentlich müßte er es Ihnen längst gesagt haben. Ich wundere mich sehr, daß er, der eine — sicherlich begründete — Abneigung gegen Feli-

citas hegt (dergleichen bemerkt man wohl auch ohne daß davon gesprochen wird, nicht wahr?), keine Freundespflicht darin erblickt hat, Sie vor Irrtum und Täuschung zu bewahren."

„Sie tun meinem Freund Unrecht. Er hat mich gewarnt. Nicht einmal. Immer wieder. Und immer voll Eindringlichkeit. Aber ich wollte es nicht glauben, bis — ich mich Tatsachen eben nicht mehr verschließen konnte."

Warme Teilnahme leuchtet Bernd aus Ediths grauen Augen entgegen.

„Kommen Sie, sobald und wann immer Sie wollen. Ich bin stets und gern für Sie da, lieber Doktor. Seien Sie dessen gewiß, auch ohne daß ich Sie besonders rufe."

„Ich habe jetzt viel in Ordnung zu bringen, Fräulein Edith. Aber dann — melde ich mich bei Ihnen."

„Auf Wiedersehen!"

Bernd geht zu Fuß. In der Ruhe des Schreitens will er auch in sich selbst wieder zur Ruhe kommen und Abstand gewinnen zu der schweren seelischen Erschütterung, die diese letzte Bestätigung durch Edith Lorenz zur namenlosen Enttäuschung seines liebenden, vertrauenden Herzens macht.

Liebe suchte nicht nach Werten. Liebe sucht nicht nach Verdienst und Würdigkeit. Liebe ist ein eigen Ding. Niemand kann sie berechnen. Niemand erzwingen. Liebe kann alles verstehen und alles verzeihen. Gewiß. Ja, sie kann so sehr aus sich schöpfen, daß sie selbst ohne Gegenliebe bestehen kann . . . Aber sie kann nicht leben ohne Achtung. Sie hält nicht stand der Erkenntnis von des andern ausgesprochen niedriger Gesinnung . . .

Deshalb ist der Liebe Bernds zu Felicitas das Todesurteil gesprochen. Sein tief verwundetes Herz scheidet sich von der Frau und löst jeden inneren Zusammenhang mit ihr — rein gefühlsmäßig.

Nicht leicht ist es, die richtige äußere Form für die Lösung des wirren Knotens zu finden.

Unbewußt kommt Felicitas Bernd zu Hilfe, indem sie ihm telephonisch mitteilt, daß ihre Danziger Freundin überraschend gekommen sei und sie sich ihr zumindest diesen Tag vollständig widmen müsse. Aber sie will sich am nächsten jedenfalls bei ihm zeigen.

Bernd, hellhörig geworden, durchschaut die Ausflucht, die Lüge. Er glaubt kaum mehr an das Vorhandensein dieser Danziger Freundin überhaupt. Und dennoch tut er nicht nur einverstanden, sondern ist es auch. Alles kommt ihm gelegen, was die unvermeidliche Aussprache mit Felicitas hinausschiebt. Er ist erleichtert, eine Frist dafür gewonnen zu haben, sich bis ins letzte klar zu werden und zu festigen.

Dann bittet er den Freund zu sich. Sagt ihm mit wenigen, einfachen Worten, was die letzten vierundzwanzig Stunden ihm an bitterer Enttäuschung gebracht haben.

„Du hast recht behalten, Franz. Ich stehe nicht an, dir das rückhaltlos zuzugeben."

Daß Bernd so rasch und so jäh aus seinem Traum erwachen mußte, erschüttert Helbing so schwer, daß ihm im Augenblick die Worte fehlen.

Der andere sagt für ihn:

„Ich weiß, wie weh dir das tut und daß du sonst was drum geben würdest, wenn lieber du dich geirrt hättest."

„Du sprichst mir aus der Seele, Bernd. Und daß du schon so ruhig und objektiv denken kannst, gibt mir die Hoffnung, daß du auch innerlich bald überwinden wirst."

„Ob du dich da bloß nicht täuschst, alter Franz. Ich will keinesfalls die Wahrscheinlichkeit leugnen, daß mein Gefühl für Felicitas wohl doch nur eine leidenschaftliche Verliebtheit gewesen ist, geschürt durch die Besonderheit der Umstände, und daß eine solche Herzenswunde sicherlich früher oder später heilbar ist. Aber ich möchte mich nicht davor drücken, die Folgen meiner schmählichen Verirrung zu tragen."

„Das verstehe ich erst recht nicht, Bernd."

„Ich kann von mir aus die Verlobung nicht lösen . . ."

„Bernd, um Gottes willen, welche Verstiegenheiten!"

„Lieber Franz, die Unanständigkeit des einen Partners ist kein Freibrief für den andern."

„Das begreife ein anderer. Ich kann da nicht mit!" Helbing springt in höchster Erregung auf.

„Ruhig, Franz. Ich werde Felicitas selbstverständlich alles sagen und sie nicht im unklaren lassen über meine Meinung, meine ganze Einstellung. Ich hoffe, daß sie daraufhin von selbst verzichten wird, jetzt noch Frau Rainer werden zu wollen."

„Und wenn nicht? Der Olgers ist alles zuzutrauen."

„Dann — das sagte ich dir ja schon — müßte ich zu meinem Wort stehen. Äußerlich natürlich nur. Aber an derlei Ehe bin ich ja bereits gewöhnt . . . obzwar das hier jetzt schon sehr schlimm wäre . . ."

„Bernd, du bist . . ."

„Bitte, jetzt kein starkes Wort, Franz. Felicitas ist in einer verzweifelten Lage. Verlassen. Allein. Hilflos den Fährnissen des Lebens preisgegeben, vor denen sie zu bewahren ich ihr mein Wort verpfändet habe . . ."

„Und Herr Dröge? Glaubst du nicht, daß er jener Kavalier der Dame Felicitas sein wird, der dir sämtliche Verpflichtungen deiner Ritterlichkeit abnimmt?!"

„Das bleibt eben abzuwarten . . ."

Und dann überstürzen sich die Ereignisse, jagen über Bernd hinweg und zerschneiden den Knoten, den er entwirren zu müssen glaubte.

*

„Nein, ich muß Herrn Doktor Rainer unbedingt persönlich sprechen," beharrt der kleine alte Mann im abgeschabten Rock, der an den Nähten stark glänzt. Sein Auftreten ist bei aller Bescheidenheit doch so verstimmt, daß Gödicke nachgerade ratlos wird.

„Ich kann den Chef nicht so ohne weiteres um irgendeiner Bagatelle willen stören, Herr . . ."

„Tafler, Justus Tafler, Herr Bureauvorsteher. Und was ich Herrn Doktor Rainer vorzutragen habe, aber eben nur ihm direkt, ist, weiß Gott, keine Kleinigkeit. Wenn ich vielleicht auch darnach aussehen mag."

„Herr Referendar Burkhardt . . ."

„Kann mir nichts nützen, Herr Bureauvorsteher."

„Dann muß ich bedauern, Herr Tafler."

„Sie glauben, daß ich etwas von Ihrem Chef verlangen, erbitten, am Ende gar erbetteln will? Aber darin täuschen Sie sich ganz gewaltig. Ganz im Gegenteil: ich bringe Doktor Rainer etwas. Etwas Wichtiges für ihn. Und wenn Sie mir versprechen, ihm das, was ich Ihnen hier anvertraue, unverzüglich auszuhändigen, werden Sie sich alsbald von der Richtigkeit meiner Behauptung überzeugen können."

Der Mann reicht Gödicke ein kleines verschnürtes Pappschächtelchen.

„Also schön, Herr Tafler. Nehmen Sie so lange Platz."

Gödicke verschwindet, und der andere, der seiner Sache so sicher ist, muß gar nicht lange warten, bis er wiederkommt, höchstes Erstaunen im zerknitterten Gesicht. Er führt den Besucher so rasch ins Chefzimmer, wie Bernd es ihm voll Hast aufgetragen hat, nach dem ersten Blick den er in jenes unscheinbare Schächtelchen getan.

„Guten Tag, mein Herr," empfängt er den Alten interessiert, „woher haben Sie das?" Er zeigt auf die Schreibtischplatte. Hier liegt, neben dem jetzt leeren Pappgehäuse, dessen kostbarer Inhalt, der indische Brillantring, wie er im Rainerhaus stets genannt wurde.

„Man hat ihn mir zum Zweck einer Imitationsanfertigung gegeben."

„Sie sind . . . aber nein, bitte, warten Sie noch ein wenig mit Ihren sicherlich sehr aufschlußreichen Mitteilungen, bis mein Freund kommt. Ich habe ihn sofort telephonisch hierhergebeten, als ich den Ring erkannte."

„Wenn Sie die Polizei verständigt haben sollten, täte es mir sehr leid um Sie, Herr Doktor," sagt der alte Mann seltsam traurig, „Sie würden sich damit nur unnötige Unannehmlichkeiten bereiten, während ich für meine Person nichts zu fürchten habe."

„Unsinn, Herr . . ."

„Tafler, Herr Doktor, Justus Tafler."

„Also, Herr Tafler, an derlei denke ich natürlich nicht. Es ist wirklich mein Freund, den ich erwarte, und dessen Rat ich jedenfalls brauchen werde. Mir liegt jedes Mißtrauen Ihnen gegenüber fern, der Sie mir dieses kostbare Schmuckstück ohne besondere Vorsichtsmaßnahmen einfach auf den Schreibtisch legen ließen. Nur meiner grenzenlosen Überraschung, die mich nicht sofort begreifen läßt, wie Sie dazu kommen, wie das alles überhaupt zusammenhängt, ist es zuzuschreiben, daß ich Ihnen nicht gleich gedankt habe."

„Das ist wiederum nicht nötig, Herr Doktor," sagt der Mann Tafler in seinem fransigen, aber sauberen Rock, und er wirkt keineswegs herabgekommen durch seine ruhige höfliche und nicht ungebildete Art.

(Fortsetzung folgt.)

Magischer Kreis.

Skizze von Werner Clas.

Kaprun schlenderte „die Linden“ entlang, als er er von dem Maler Rohr angerufen wurde: „Wohin, Kaprun? Sie wollen sicher sehen, wie man Sie gehängt hat!“

„Mich gehenkt?“ fragte Kaprun, dann lachend: „Ach so, gehängt! Richtig, gestern war ja Eröffnung der Bildnis-Ausstellung. Ja, das müßte ich mir wohl anschau'n. Sie waren schon dort?“

Nein, der Maler war auch noch nicht dort gewesen, aber eben auf dem Weg zur Ausstellung.

„Und die Kritik?“ fragte Kaprun.

„An einem Bildnis des notorisch kamerascheuen Dichters Kaprun konnte sie natürlich nicht vorbeigehen“, sagte Rohr nicht ohne Bitterkeit. „Aber in diesem Fall ist mir mehr wert als eine glänzende Kritik, daß ich, gerade ich, Kaprun malen durfte. Hoffentlich bereuen Sie nicht, mir gesessen zu haben?“

Kaprun beruhigte den Maler. Währenddessen hatten sie die Ausstellung am Pariser Platz erreicht. Als sie den zweiten Saal betraten, blieb Kaprun überrascht stehen; dann ging er mit schnellen Schritten auf ein Bildnis los, das an der gegenüberliegenden Wand hing. Er las auf der kleinen Tafel unter dem Bild: „Bildnis des Ingenieurs G. Z.“ Es hätte dieser Bestätigung eigentlich nicht bedurft: das war Gregor Zorn, wie er leibte nud lebte, faszinierend ähnlich und lebendig, nur etwas magerer und gealtert vielleicht. Wie lange hatte er nun von Gregor Zorn nichts gehört und gesehen? Fünf, nein, sechs Jahre schon; seit damals, seit der unsinnigen Geschichte mit der Tänzerin, der er, Existenz und alles im Stich lassend, nachgereist war. Also war Gregor Zorn wieder im Land!

Der Maler stand neben Kaprun und schüttelte verwundert den Kopf, als er ihn so mit einem Bildnis beschäftigt sah, daß er darüber sein eigenes daneben nicht bemerkte. Als der Maler ihn darauf aufmerksam machte, sagte Kaprun nachdenklich: „Entschuldigen Sie, Rohr, dieses Bild stellt einen Freund von mir dar, der mir seit sechs Jahren verschollen ist. Ist es nicht seltsam, daß wir nun hier plötzlich Rahmen an Rahmen hängen? Sehr sonderbar! Sie wissen ja, ich neige zu mystischen Vorstellungen und glaube an einen verborgenen Sinn bei derartigen Zufällen. Übrigens ist das Bildnis ausgezeichnet gemalt.“

Der Maler nickte düster: „Es schlägt das von Ihnen glatt tot.“ Er las die Signatur des Bildes: „Brunck? Kenne ich nicht.“

Im Bureau der Ausstellung erfuhr Kaprun, daß das Bildnis Gregor Zorns von einer Malerin, Angela Brunck, stammte, die in einem kleinen Dorf im schlesischen Gebirge lebte.

Als Kaprun durch den Tiergarten nach Hause ging, spürte er den ersten Ruch des Vorfrühlings aus dem feuchten Erdreich aufsteigen. Da verwarf er seine Absicht, bei der Malerin schriftlich nach Gregor Zorns Wohnsitz anzufragen, sondern beschloß, sie selbst in ihrem Dorf aufzusuchen.

*

Kaprun wandert übers Gebirge. Die Kuppen und hohen Kammflächen waren noch von Schnee bedeckt; weiter abwärts graues Gestein, grüne Halden und dunkle Tannen. Es war kühl; von überall rieselte Wasser herab, von den Felsen und ihm entgegen über den steinigen Weg; die Äste der Tannen hingen schwer herab und tropften.

Kaprun schritt tüchtig aus. Es war ihm wohl wie seit langem nicht. Sein Pfad näherte sich der Berghöhe; in die feuchte Dämmerung des Tannenhochwaldes drang das kalte Grau des freien Himmels. Plötzlich war zu des Wandernden Seite Brechen von dürren Zweigen: aus dem Wald- und Felsendunkel setzte eine mächtige graue, schwarzgestromte Dogge auf den Weg. Kaprun hatte unwillkürlich seinen Wanderstock fester gefaßt. Das Tier schien ihn nicht vorbeilassen zu wollen. Kaprun versuchte es mit Zuspruch, aber die Dogge runzelte nur die Stirn. Da klang ein Schritt, und auf der Höhe erschien eine weibliche Gestalt: „Frigga! Hierher!“ Die Dogge machte sogleich kehrt und trabte zu ihrer Herrin, von der sie ans Halsband genommen wurde. Herrin und Hund standen gegen den lichtgrauen Himmel, und Kaprun näherte sich nur langsam, um den Anblick der schönen Gruppe länger vor Augen zu haben. Als er heran war, sagte das Mädchen: „Entschuldigen Sie, wenn der Hund Sie erschreckt hat; ich vermutete bei dem Wetter hier keinen Wanderer.“ Kaprun lauschte dem Klang der vollen Stimme. Dann sagte er etwas Freundliches und bewunderte das schöne Tier, das ihn nicht aus den Augen ließ.

„Komm, Frigga!“ Das Mädchen nickte Kaprun grüßend zu und ging mit ihrem weiten Schritt davon. Als sie zwischen hohen Tannen verschwunden war, erwachte er wie aus einer Verzauberung.

*

Es war etwa um fünf Uhr nachmittags, als er den Kretscham des zwischen Wald und Bergen verstreut liegenden Dorfes betrat. Obwohl die Stunde für einen Besuch spät bemessen sein mochte, beschloß er, noch heute die Malerin aufzusuchen. Der Wirt beschrieb ihm den Weg, und bald sah er das Haus vor sich, das auf einer Berglehne stand und den Blick auf den nahen Gebirgskamm hatte. Es war ein einfaches Bauernhaus mit tief herabhängendem Schindeldach; in den nach Norden gewandten Giebel war ein breites Atelierfenster eingebaut.

Noch ehe Kaprun den Türklopfer ergreifen konnte, drang von drinnen tiefes Hundegebell heraus, gleich darauf beschwichtigend die Stimme, die ihn noch vor kurzem verzaubert hatte. Angela Brunck öffnete ihm, und ihr anfängliches Befremden steigerte sich zu einer merklichen Verwirrung, als er seinen Namen nannte.

Dann saß er ihr in der niedrigen Bauernstube gegenüber, in der ein grüner Kachelofen wuchtete. Die kleinen Fenster blickten auf das Gebirge, dessen Konturen im Dämmerlicht zu verschwimmen begannen.

„Sie haben einen weiten Weg gemacht, um von mir über Gregor Zorn zu hören“, sagte Angela zögernd. „Es fällt mir schwer, darüber zu sprechen. Nein, lassen Sie, ich will es Ihnen erzählen, denn Sie sind mir kein Fremder: Gregor sprach von Ihnen.“ Sie sah Kaprun mit einem langen Blick an, der ihre quälende Ratlosigkeit widerspiegelte. „Ich will es versuchen“, sagte sie dann. „Es wird Ihnen manches unverständlich bleiben, dann dürfen Sie nicht fragen. Nehmen Sie das nicht als Albernheit, es ist mir ernst damit. — Als ich vor etwa drei Jahren in Breslau Gregors Bekanntschaft machte, war er in einer sehr schlechten Verfassung. Drei Jahre Zusammensein mit der Tänzerin, viel mehr aber wohl die endlich vollzogene Trennung von ihr hatten ihn so weit gebracht. Er tat mir leid, ich kümmerte mich um ihn, bis ich merkte, daß er mein Empfinden für ihn falsch deutete. Oder vielleicht deutete er es auch richtig, aber stärker als alles andere war doch meine Furcht vor einer Torheit. Ich kaufte hier dies Haus, richtete es ein und verschwand aus Breslau. Aber allzu bald schon hatte er mich aufgespürt und war hier. Ich beschwor ihn, wieder abzureisen — umsonst. Er mietete sich bei einem Bauern in der Nähe ein. In jener Zeit malte ich ihn, und bei den Sitzungen sprach er auch von Ihnen. Ich wollte, daß er Ihnen schriebe, denn nach allem, wie er von Ihnen gesprochen hatte, hoffte ich, Sie würden ihn am ehesten zu einem geordneten Leben zurückrufen können. Aber er schämte sich zu sehr vor Ihnen. An einem Abend küßte er mich zum ersten und einzigen Mal. In der schlaflosen Nacht danach las ich ein Buch, das mich tief aufwühlte, so daß ich mich in meiner Schwäche Gregor gegenüber nicht mehr begriff. Es war ein Buch das Gregor aus seinem zerbrochenen Leben hinübergerettet hatte, und das er mir selber gebracht hatte. In aller Morgenfrühe nach dieser Nacht war ich schon in den Bergen und kehrte erst spät abends zurück. Gregor hatte auf mich gewartet. Ich sagte ihm von meiner Wandlung durch jenes Buch, das mir nach dem ersten Aufruhr so wunderbare Klarheit geschenkt und mich zu mir selber zurückgeführt hatte. Er geriet in sinnlose Erregung gegen mich und den Dichter des Buches. — Wenige Tage später kam die Erlösung für mich: im Rundfunk wurde angesagt, daß seine Tänzerin in kurzer Zeit zu einer Tournee durch Südamerika abreisen würde. Am nächsten Morgen war Gregor fort. Erst von Bord des Schiffes bekam ich einen letzten Brief von ihm. Er enthielt auch Grüße für Sie.“

Es war nun fast dunkel in dem kleinen Raum. Beider Augen blickten in das matte Zwielicht draußen, wo niederfallender Nebel alles mehr und mehr entrückt. Nach einer Weile des Schweigens sagte Kaprun verhalten: „Ich habe Ihnen noch nicht gesagt, daß in der Ausstellung unmittelbar Rahmen an Rahmen mit Ihrem Bild von Gregor mein Porträt seinen Platz bekommen hatte."

Angela überlief ein leises Beben. „Wie sonderbar!" flüsterte sie.

Nun stand Kaprun auf, trat zu einem Bücherbrett und griff ein Buch in gelbem Einband heraus, das er bei flüchtigem Hinschauen schon bei seinem Niedersitzen als ein Werk von sich erkannt hatte. Gerade dieses Werk hatte er vor Jahren Gregor gewidmet. Er legte es, bis ins Innerste erregt, vor Angela hin. Sie sah verwirrt zu ihm auf und barg ihr bleich gewordenes Gesicht in ihren Händen.

Behutsam fragte Kaprun: „Hätten Sie mir geschrieben und Gregors Grüße übermittelt?"

Angela richtete sich auf, ihre Hände lagen auf dem gelben Buch.

„Ich wollte es jeden Tag", sagte sie leise, „aber es wäre wohl noch viel Zeit darüber hingegangen."

Kaprun legte sanft seine Hände auf die ihren: „Wir durften Zeit verschwenden, so lange wir jeder für sich allein waren, Angela. Jetzt aber, scheint mir, sind wir unserem gütigen Schicksal schuldig, unsere Zeit zu nützen . . ."

Als sie am späten Abend hinaustraten, war der Himmel klar geworden, und die Sterne legten ihr blasses Licht auf die Schneefelder des Gebirges. Der heftige Wind hatte sich müde geweht. Sie wanderten noch in dem milden Licht bis zu der Stelle, wo sie sich am Nachmittag zum ersten Mal gesehen hatten. Die Dogge war mit ihnen und schmiegte ihren klugen Kopf bald in Angelas, bald in Kapruns Hand.

Frühling, Fieber und Bakterien.

Sie alle sind aus einem Punkt zu kurieren . . .

Sie alle sind aus derselben Wurzel entsprossen: der Skorbut, der den Polforscher plagt, weil die Ernährung zu einseitig geworden ist; die Müdigkeit, die selbst den rüstigen Mann zur schönen Frühlingszeit überfällt; die Müdigkeit, die den Greis auch zu anderen Jahreszeiten schlaff macht; und so manches Leiden, das schon den Säugling in der Wiege quält. Das alles sind Mangelkrankheiten, die zum Verschwinden gebracht werden können, wenn der betroffene Mensch mit ausreichenden, nämlich hohen Gaben von Vitamin C versehen wird. Dozent Dr. C. R. Griebel von der Universitäts-Ohren-Hals-Nasen-Klinik in Frankfurt am Main gibt in der „Deutschen Medizinischen Wochenschrift" eine überaus lehrreiche Übersicht über das Gebiet, in dem dieser Ernährungsmangel seinen sichtbaren, krank machenden Ausdruck findet. Der Forscher hat sich in mehrmonatigen Untersuchungen mit über hundert Personen beschäftigt und dabei festgestellt, daß im operierten wie im entzündlich erkrankten Organismus ein erheblicher Bedarf an Vitamin C besteht. Man hat dem Tuberkulösen, der diese Erscheinung während des Fieberzustands in besonders hohem Maß erkennen ließ, täglich bis zu 150 Milligramm von der bekömmlichen Droge verabreicht und konnte dadurch den Mangel ausgleichen. Die Tatsache, daß die Verabreichung solcher Gaben den Verlauf der Lungenentzündung günstig beeinflußt, ist schon früher von Forschern beobachtet worden. Das Fieber fiel. Die Atmung wurde schmerzloser.

Auch den Bakterien hat man mit diesem Mittel erfolgreich zu Leibe gehen können. Die gefährlichen Kleinlebewesen wurden in ihrer Entwicklung gehemmt und in ihrer Wirkungskraft geschwächt.

Und schließlich gehört die unaufhörlich eiternde Wunde in diesen Kreis. Wenn sie gar zu langsam heilte, wenn die Absonderungen gar zu stark wurden, wenn sich das Allgemeinbefinden gar nicht bessern wollte, dann wußte man wohl auch früher schon, daß der Genuß von reichlichem Apfelsinensaft oft raschere Heilung brachte. Der ist allerdings nicht immer zur Stelle und er ist vor allem reichlich teuer. Aber die Wissenschaft hat natürlich längst die künstliche Form gefunden, in der sie das wohltätige Vitamin C dem Kranken überreicht.

Es macht keine besonderen Schwierigkeiten, den Umsatz des leidenden Körpers in seinem Verhalten gegenüber der fehlenden oder ihm eingeflößten Droge zu überwachen. Das Vorhandensein verrät sich durch den Farbwechsel, den das Hinzufügen bestimmter Chemikalien hervorruft. Wenn also der Patient eine gehörige Menge aufnimmt, ohne daß in der flüssigen Ausscheidung davon etwas zu merken ist, so läßt sich daraus schließen, daß der Organismus die Arznei bei sich behalten hat, weil er dadurch einen Mangel ausgleichen mußte. Man setzt also die Verabreichung der Droge so lange fort, bis die Färbungen auftauchen und damit kundtun, daß nun der Körper gesättigt ist. Alsbald erlischt das Fieber und verschwindet die Frühlingsmüdigkeit . . .



Bunte Chronik



Neue Anekdote um Mister G.

Der König von Schweden, der als Mister G. auf allen Tennisplätzen Europas ein gern gesehener Gast ist, traf soeben zu einem kurzen Aufenthalt an der Riviera ein. Er hatte etwas Schwierigkeiten bei seinem Unterkommen, da die Kellner des Hotels, in dem er gewöhnlich abstieg, in den Streik getreten waren. Aber ein Machtspruch der Französischen Regierung schaffte schließlich im letzten Augenblick Ordnung.

Bei seinem ersten Tennisspiel wollte ihn sein Partner im Doppel auf die Gelegenheit aufmerksam machen, einen Schmetterball wirksam zurückzuschlagen. Er rief: „Majestät, mehr nach links!"

„Sie haben gut reden, mein Freund", gab der König lachend zurück, „mehr nach links, das ist das Wort, das mein Ministerpräsident in Stockholm mir beinahe täglich zuruft!"

In Schweden regieren seit Jahren bekanntlich die Linksparteien.

*

Ein Lukas Cranach in Polen entdeckt.

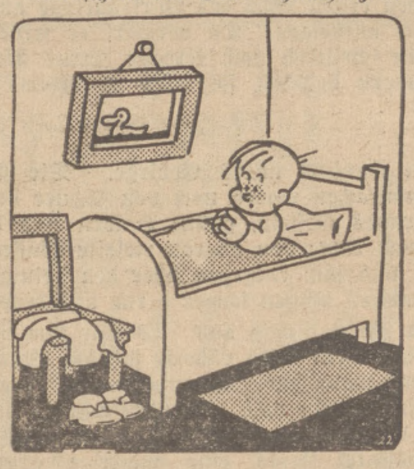
Der als Kanzelredner, Schriftsteller und Philantrop bekannte Kanonikus Joh. Wisniawski in Borkowice erwarb bei einem Warschauer Antiquar ein verstaubtes Gemälde, eine Madonna mit dem Kind und der heiligen Katharina. Bei der Reinigung konnte das Werk als ein Werk von Lukas Cranach erkannt werden. Wisniawski ließ das Bild in Krakau wiederherstellen und schenkte es dann dem Diözesan-Museum in Sandomir.



Bunte Chronik



Wunsch in der Vorweihnachtszeit.



„. . . und dann bitte ich darum, jedes Geschenk doppelt zu bekommen, denn Papa spielt immer die ganze Zeit mit meinen Sachen!"

Verantwortlicher Redakteur Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.